

KIRCHLICHE BLÄTTER

MONATSSCHRIFT DER EVANGELISCHEN KIRCHE A.B. IN RUMÄNIEN

JANUAR 2009 – NR. 1/37. (75.) JAHRGANG

t h e m a d e s m o n a t s

In Christus – viele Glieder, ein Leib

Ein Bild, das uns immer wieder in der Kirche begegnet: Wir werden als Gemeinde, als Gemeinschaft, als Zusammengehörige angesehen. Wir bilden einen Leib. In der Ortsgemeinde ist das noch einigermaßen überschaubar, aber schwierig wird es schon, wenn wir an Gemeinden in anderen Ortschaften denken. Sind die Evangelischen in Konstanz und die in Arbeggen ein Leib? Sind die Evangelischen in Kronstadt und die Orthodoxen ebenda ein Leib? Sind afrikanische Herrenhuter in Pretoria, indigene Katholiken in Guatemala und asiatische Presbyterianer in Seoul ein Leib? Viele Konfessionen, viele Kulturen – ein Christentum? Ein Jesuitenpater sprach von dem »in vielen Farben leuchtenden Kleid der kulturellen Wirklichkeit des einen Pilgervolkes Gottes.«

Die Einheit in der Vielfalt ist das Konzept, für das es wohl keine Alternative gibt, wenn man das Bild von dem einen Leib nicht aufgeben will. Wie verschieden die Glieder sind, kann aber auch nicht übersehen werden. So ist es faszinierend festzustellen, wie unterschiedliche Lebensäußerungen das Christentum in den verschiedenen Kulturen kennt, in die es eingewurzelt wurde. Denn der Glaube an das Evangelium kann nicht im leeren Raum stehen, sondern sich nur in konkreten Kontexten verwirklichen.

Gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. (Matthäus 28, 19-20)

Evangelium und Kultur	4
Zerstört die christliche Mission Kulturen der Völker?	4
Inkulturation	5
Kontexte kennen lernen	6
Viele sind wir, doch eins in Christus	6
Meinung und Bericht	7

Ja zur Ergänzung

Paulus braucht für die Gemeinde das Bild vom Körper mit seinen Gliedern. Das Bild ist genial. Wir sind eine Einheit, auch wenn wir alle verschieden sind und verschiedene Funktionen wahrnehmen.

Nun gibt es aber das große Problem, dass Menschen sich immer wieder vergleichen und bewerten. Sie machen den anderen zum Konkurrenten. Glieder sind aber immer unvergleichlich, weil jedes eine andere Funktion hat. Es gibt deshalb in der Gemeinde nichts Unsinnigeres als das Vergleichen. Konkurrenz ist fehl am Platz.

Ein Glied kann nie allein existieren: »Denn auch der Leib ist nicht ein Glied, sondern viele. Wenn der ganze Leib Auge wäre, wo wäre das Gehör? Wenn ganz Gehör, wo der Geruch?« (1 Kor 12, 14.17). Glieder brauchen Glieder: »Das Auge kann nicht zur Hand sagen: Ich brauche dich nicht; oder wieder das Haupt zu den Füßen: Ich brauche euch nicht.« (1 Kor 12, 21f). Kein Glied ist besser als das andere: »Aber Gott hat den Leib zusammengefügt und dabei dem geringeren Glied größere Ehre gegeben, damit keine Spaltung im Leib sei, sondern die Glieder dieselbe Sorge füreinander hätten.« (1 Kor 12, 24b-25). Glieder sind miteinander eng verbunden: »Und wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; oder wenn ein Glied verherrlicht wird, so freuen sich alle Glieder mit.« (1 Kor 12, 26)

Glieder brauchen eine zentrale Steuerung: »Es gibt aber Verschiedenheiten von Gnadengaben, aber es ist derselbe Geist; und es gibt Verschiedenheiten von Diensten, und es ist derselbe Herr; und es gibt Verschiedenheiten von Wirkungen, aber es ist derselbe Gott, der alles in allen wirkt.« (1 Kor 12, 4-6) Der Heilige Geist bestimmt, welche Gaben ich bekomme. Ich kann und soll um Gaben eifern und darf ihm meinen Wunschzettel abgeben, aber der Heilige Geist gibt schließlich souverän: »Dies alles aber wirkt ein und derselbe Geist und teilt jedem besonders aus, wie er will. Eifert aber um die größeren Gnadengaben!« (1 Kor 12, 11.31a)

Damit eine Gemeinde ein Leib werden kann, der sich nicht dauernd selbst verletzt, seine eigenen Glieder lähmt, sie amputiert oder sich verselbständigt, müssen wir Folgendes beachten:

Jeder Mensch sucht und braucht Beziehung. »In jedem Menschen lebt die Sehnsucht, dazuzugehören. Er will und braucht die Beziehung. Um Mensch zu sein, braucht er andere Menschen.« (R. Ruthe).

Wir brauchen Offenheit. Überhöhte Maßstäbe machen immer wieder ernsthafte Christen zu verkrampften Menschen und Heuchlern. Mit unserem Entsetzen über Fehlritte oder mit dem Vorverurteilen setzen wir uns selbst unter Druck. Geschieht uns etwas früher Verurteiltes, versinken wir in beschämte Selbstverachtung.

Offenheit wird auch verhindert, wenn ich glaube, ich müsste alles schweigend ertragen. Falsches Dulden – um des lieben Friedens willen – verhindert den Frieden und fördert nur die eigene Verkrampfung und die Kluft untereinander. Paulus mahnt: »Deshalb legt die Lüge ab und redet Wahrheit, ein jeder mit seinem Nächsten! Denn wir sind untereinander Glieder.« (Eph 4, 25)

Und: »Nur wenn ich mich selbst schätze, kann ich den anderen schätzen, nur wenn ich mich selbst achte, kann ich den anderen achten. Nur wenn ich mich annehme, kann ich den anderen annehmen.« (R. Ruthe). Wer sich nicht akzeptiert, macht sich und andere unglücklich.

Stattdessen lernen wir Ja sagen zu uns, weil Jesus uns so liebt, wie wir sind, mit der Karriereleiter, die viel zu früh zu Ende war, mit der Gesundheit, die nicht strotzt, mit der Bildung, die nicht glänzt, mit den Kindern, die keine Auszeichnungen nach Hause bringen, und mit den Träumen, die sich nicht erfüllt haben.

Die Gemeinde als Leib ist eine großartige Schöpfung Jesu. An einem solchen Leib gibt es keine minderwertigen Glieder und keinen Grund, sich minderwertig zu fühlen.

P. Stricker

75. Landeskirchenversammlung

Hermannstadt. Die 75. Landeskirchenversammlung der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien tagte am 22. November 2008 im Bischofshaus in Hermannstadt. Es nahmen die gewählten Vertreter aller Kirchenbezirke sowie offizielle Gäste teil. Der Tagung ging eine Abendmahlsfeier in der Stadtpfarrkirche voraus, die durch einen Versöhnungszugang aller Beteiligten vorbereitet worden war.

Nach dem Gottesdienst, in dem der Mühlbacher Bezirksdechant Dr. Wolfgang Wunsch die Predigt hielt, eröffnete Bischof D. Dr. Christoph Klein die Versammlung mit einer rückblickenden und zugleich zukunftsweisenden Rede. (Wiedergegeben in LKI – *Landeskirchliche Information* 22/30.11.2008, S. 4 f.). Grußworte von Gästen machten deutlich, dass die Arbeit der Kirche im größeren politischen und ökumenischen Blickfeld steht.

Auf der Tagesordnung der Landeskirchenversammlung stand das Thema Jugendarbeit der Kirche. Diakon Joachim Lorenz, der bisherige Beauftragte der Landeskirche für Jugendarbeit, stellte die Entwicklung der überregionalen Jugendarbeit in der Zeit seines Dienstes vor. Pfarrer Dr. Johannes Klein sprach über die Jugendarbeit, wie sie lokal in den Gemeinden geschieht. Pfarrer Wolfgang Arvay, der Vorsitzende des Jugendwerkes, sprach über überregionale Arbeit und darüber, wie es zur Einrichtung des Jugendwerkes als einem selbstständigen Verein gekommen ist.

Neben den üblichen Beschlüssen zu den Jahresrechnungen und Haushaltsplänen der Gesamtgemeinde und der Ruhegehalts- und Unterstützungskasse war die Bekanntgabe der staatlichen Genehmigung der Kirchenordnung bedeutsam sowie die Wahl eines neuen Landeskirchenkurators. Prof. Dr. Paul Niedermaier hatte sein Mandat aus Gesundheitsgründen niedergelegt. In das verantwortungsvolle Amt wurde durch die Landeskirchenversammlung der Hermannstädter Gymnasiallehrer Prof. Friedrich Philippi gewählt, der sich bereits viele Jahre als Bezirkskirchenkurator des Hermannstädter Kirchenbezirks bewährt hat. LKI

Mitgliederzahlen der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien

Hermannstadt. Das Amtsblatt „LKI – Landeskirchliche Information“ der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien (EKR) meldete in Nr. 24 vom 31. Dezember 2008 die statistischen Daten der Landeskirche. Die EKR zählte am 30. Juni 2008 13 675 Gemeindeglieder. (Kirchenbezirk Hermannstadt 3122, Kirchenbezirk Kronstadt 4822, Kirchenbezirk Mediasch 1652, Kirchenbezirk Mühlbach 1638 Seelen, Kirchenbezirk Schäßburg 2441.) Die 13675 Gemeindeglieder gehören zu 245

Kirchengemeinden, wobei die Kleinstgemeinden und Betreuungspunkte mitgezählt wurden.

Im Einzelnen hatten: 122 Kirchengemeinden weniger als 20 Seelen (davon zwölf Kirchengemeinden mit einer und 39 Kirchengemeinden zwischen zwei und fünf Seelen), 71 Kirchengemeinden zwischen 20 und 49 Seelen, 25 Kirchengemeinden zwischen 50 und 99 Seelen, 12 Kirchengemeinden zwischen 100 und 149 Seelen.

Die größeren Gemeinden sind: Rosenau 170, Weillau 170, Mülbach 181, Petersdorf 196, Bartholomae 207, Sächsisch-Regen 269, Bistritz 287, Fogarasch 311, Heltau 372, Zeiden 449.

Fünf Kirchengemeinden zählen über 500 Mitglieder: Hermannstadt 1346, Kronstadt 1074, Bukarest 978, Mediasch 849 und Schäßburg 521.

Die Gesamtgemeinde ist zwischen Dezember 2007 und Juni 2008 um 1,15 Prozent kleiner geworden. LKI/kbl

Neues Logo für Europas Protestanten

Wien. Die Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) hat einen neuen graphischen Auftritt. Zentrales Element ist ein neues Logo, das gemeinsam mit der Berner Agentur »Büro + Webdesign« entworfen wurde.

Die Entwicklung der Bildmarke der Gemeinschaft von 105 Kirchen aus 29 Ländern war mit hohen Ansprüchen verbunden. Das Logo kommt international zum Einsatz, muss also über Sprachen und Mentalitäten hinweg verständlich sein. Wichtig war die Vermeidung missverständlicher Formen und Symbole. »Das neue Logo der GEKE hat Fingerspitzengefühl und Durchsetzungsvermögen.«

Es sei harmonisch, weich, und trotzdem geradlinig«, erläutert die Entwicklerin Daniela Tobler. Thomas Flügge, Pressesprecher der GEKE, ergänzt: »Kirche ist Kommunikation. Die blaue Farbe steht für Kommunikation – das neue Logo ist also blau.«

Flügge weiter: »Die GEKE ist Einheit in versöhnter Verschiedenheit. Das Logo besteht aus zwei Teilen, die für sich sind – und doch beieinander stehen.« Mit dem graphischen Auftritt präsentiert sich auch die dreisprachige Internetseite www.leuenberg.eu in neuem Gesicht. Dort können mit dem »Internet-Newsletter« und der »Europa-Info aus Brüssel« kostenfreie regelmäßige Informationen aus den Kirchen und den politischen Einrichtungen Europas per Email abonniert werden. Außerdem steht dort der *GEKE focus*, die Hauszeitung der GEKE, zum kostenlosen Download bereit.

Die Einsetzung des neuen graphischen Auftritts geschah auf der Sitzung der GEKE-Präsidiums am 15. Dezember 2008 in Wien. Das Treffen diente der

Vorbereitung der kommenden Tagung des 13-köpfigen Rates vom 15. bis 17. Januar 2009 in Oslo. Dort wird unter anderem die Stellungnahme der GEKE zur Sterbehilfe diskutiert. Auch wird der Rat erste Entscheidung für die kommende Vollversammlung im Jahr 2012 treffen.

(Hinweis: Das neue Logo der GEKE kann von www.leuenberg.eu heruntergeladen werden.) **geke**

Der Schutz der Menschenrechte ist eine gemeinsame Aufgabe der Kirchen

Wien. Das Präsidium der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) würdigt den 60. Jahrestag der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte am 10. Dezember und spricht sich mit Nachdruck gegen jede Einschränkung der Menschenrechte aus religiösen Gründen aus.

Die Erklärung im Wortlaut: Aus christlicher Sicht sind »Menschenrechte« solche Rechte, die dem Schutz der allen Menschen von Gott gegebenen Würde dienen, unabhängig von ihrer Religion oder Weltanschauung.

Wie sie durch keine innerweltliche Instanz verliehen werden, so können sie auch von keiner Instanz abgesprochen werden; sie sind unantastbar, unveräußerlich und unteilbar.

Die GEKE hält es für eine wichtige Errungenschaft, dass sich die Staaten 1948 in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte an verbindliche Grundrechte, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit gebunden haben. Die Menschenrechte sind eine Verpflichtung für staatliches Handeln. Sie bilden eine tragfähige Basis für das Zusammenleben von Menschen aus verschiedenen Kulturen in einer Gesellschaft.

Die evangelischen Kirchen in Europa haben sich in ihrem Lehrgespräch zu »Gesetz und Evangelium« intensiv mit dem Verhältnis von Menschenrechten und Religion auseinandergesetzt. Sie erinnern daran, dass das Recht auf freie Religionsausübung eine der Wurzeln der Menschenrechte ist. Deshalb sollten sich gerade die Kirchen gegen eine Aushöhlung der Menschenrechte einsetzen.

Nach evangelischem Verständnis darf das Zusammenleben der Menschen in einer demokratischen Gesellschaft nicht unter den Vorbehalt kultureller Traditionen und Rechtsauffassungen gestellt werden, die den Grundsatz der Gleichheit verletzen. Dies birgt die Gefahr, dass in Zukunft jede gesellschaftliche Gruppe die allgemeine Geltung der Menschenrechte aufgrund ihrer spezifischen Interessen einschränken könnte.

Die Menschenrechte formulieren unantastbare und gleiche Freiheits-, Schutz- und Teilhaberechte für jede Person. Deshalb gehören die Menschenrechte keinem Staat, keiner Organisation oder Institution, sondern jedem einzelnen Menschen.

Sie sind die Voraussetzung für das solidarische Zusammenleben von Menschen in Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit.

Einem individualistischen, unsolidarischen Verständnis der Menschenrechte steht entgegen, dass das Recht durch die wechselseitige Verantwortung in der Gesellschaft nicht abgelöst, sondern überboten wird. Über die Menschenrechte muss deshalb aus der Perspektive derer nachgedacht werden, denen sie verweigert werden.

Auch 60 Jahre nach der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte gibt es in allen Teilen der Welt Menschen, denen ihre fundamentalen Rechte verweigert werden. Die GEKE beobachtet mit Sorge, dass zunehmend religiöse Argumente angeführt werden, um eine Einschränkung der Menschenrechte zu begründen.

Der Schutz der Menschenwürde, der Menschenrechte und besonders der Religionsfreiheit ist eine gemeinsame Aufgabe der in der Ökumene versammelten Kirchen.

Dazu haben sich die europäischen Kirchen in der Charta Oecumenica verpflichtet: »Aufgrund unseres christlichen Glaubens setzen wir uns für ein humanes und soziales Europa ein, in dem die Menschenrechte und Grundwerte des Friedens, der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Toleranz, der Partizipation und der Solidarität zur Geltung kommen.« Thomas Flügge. **geke**

PERSONEN

Johannes-Calvin-Jubiläum

Am 10. Juli 2009 jährt sich der Geburtstag Johannes Calvins zum 500. Mal. Dieses Datum ist für den Reformierten Bund in Deutschland Anlass, im Jahr 2009 nachdrücklich auf diesen Reformator und die von ihm ausgehenden Wirkungen aufmerksam zu machen.

Für die Reformierten ist Johannes Calvin – neben Ulrich Zwingli, dem anderen Schweizer Reformator – mit seiner Theologie bestimmend gewesen. Von Genf aus hat er die reformierten Kirchen in ganz Europa und darüber hinaus beeinflusst. Aber seine Bedeutung blieb nicht auf die Reformierten beschränkt. Wesentliche Gedanken, etwa sein Kirchenverständnis oder seine Auffassung von Rechtfertigung und Heiligung haben alle reformatorischen Kirchen geprägt.

Im reformierten Bereich wird es 2009 viele Veranstaltungen in Gemeinden und Regionen geben. Eine Übersicht darüber wird veröffentlicht werden unter www.calvinjahr2009.de; Informationen zu Calvins Leben und Theologie, über Veranstaltungen in Europa u.a.m. finden sich unter www.calvin09.org.

Eine zentrale Eröffnung des Calvinjahres findet im März in Emden statt mit der 7. Emdener Tagung zur Geschichte des Reformierten Protestantismus.

Ein Höhepunkt im Calvinjahr wird der Calvin-Fest-Tag am 10. Juli 2009 sein, den der Reformierte Bund zusammen mit der Evangelischen Kirche in Deutschland im Französischen Dom in Berlin veranstalten wird.

Außerdem lädt der Reformierte Bund im Herbst 2009 unter dem Thema »Calvin als Ökumeniker« zur Hauptversammlung ein. **rb**

Karlspreis 2009 für Andrea Riccardi

Aachen. Das Direktorium der Gesellschaft für die Verleihung des Internationalen Karlspreises zu Aachen hat am 6. Dezember 2008 entschieden, im Jahr 2009 den italienischen Historiker und Gründer der Gemeinschaft von Sant'Egidio, Andrea Riccardi, in Würdigung seines herausragenden Beispiels zivilgesellschaftlichen Engagements für ein menschliches und solidarisches Europa, für die Verständigung von Völkern, Kulturen und Religionen und für eine friedlichere und gerechtere Welt mit dem Internationalen Karlspreis zu Aachen auszuzeichnen. Er wird die Auszeichnung am Christi Himmelfahrtstag, 21. Mai 2009, im historischen Krönungssaal des Aachener Rathauses entgegennehmen. Hohe internationale Beachtung findet Riccardi vor allem als *Spiritus rector* der Gemeinschaft von Sant'Egidio, die er als Gymnasiast 1968 gemeinsam mit einigen Freunden in Rom gründete.

Die katholische Laienbewegung wuchs sich in den vergangenen vier Jahrzehnten zu einem weltumspannenden Beziehungsnetz aus, das (nach eigenen Angaben – formelle Mitgliederlisten oder -ausweise gibt es nicht) über 50 000 Mitglieder zählt, die in mehr als 70 Ländern auf vier Kontinenten engagiert sind – wobei sich die Anhängerschaft nicht zuletzt aus jungen Menschen rekrutiert.

Neben dem gemeinsamen Gebet und der Weitergabe des Evangeliums haben sich die ehrenamtlich tätigen Mitglieder der Gemeinschaft die Freundschaft mit den Armen, die Ökumene und den Dienst am Frieden zum Ziel gesetzt.

Allein in Rom kümmern sich die Freiwilligen um 10 000 Menschen, um Immigranten, Obdachlose, Drogensüchtige oder um die immer zahlreicheren bedürftigen Alten und Familien. Sie versorgt Sant'Egidio in seinen Zentren fünf Mal die Woche mit einem warmen Abendessen. Sie erhalten Sprachunterricht, Anwaltsberatung und ärztliche Hilfe.

PUBLIKATIONEN

Erfahrene und gelebte Ökumene

Unter diesem Motto steht der 54. Siebenbürgisch-sächsische Hauskalender, den das Hilfskomitee der Siebenbürger Sachsen und der evangelischen Banater Schwaben im Diakonischen Werk

der Evangelischen Kirche in Deutschland herausgibt. Die Schriftleitung für die Ausgabe 2009 besorgte Pfarrer Hermann Schuller, Vorsitzender des Hilfskomitees.

Das rund 190 Seiten starke Heft beinhaltet außer einem Kalenderteil Auslegungen zu den Monatsprüchen und eine große Anzahl von Artikeln zum Thema »Erfahrene und gelebte Ökumene«, von Predigten über betrachtende Aufsätze bis hin zu ganz persönlichen Erinnerungen. Geschrieben haben Siebenbürger und Nichtsiebenbürger, aus Deutschland, aus Siebenbürgen.

Manche Aufsätze behandeln – ohne Anspruch auf Systematik – Erfahrungen und Episoden, die schon etwas zurückliegen. Aktuell hingegen sind die Artikel, die das heutige ökumenische Leben in Siebenbürgen aus der Sicht der daselbst Lebenden beschreiben. Wenn auch vielleicht die eine oder andere Expertenstimme vermisst wird, so ergibt sich insgesamt ein facettenreiches Bild des Nebeneinanders und Miteinanders der Konfessionen in Siebenbürgen. **g.c.**

Jahrbuch 2009, Siebenbürgisch-sächsischer Hauskalender, ISSN-Nr. 0583-192X. Zu beziehen über das Hilfskomitee der Siebenbürger Sachsen und Ev. Banater Schwaben im DW der EKD, München

TERMINE

Ökumenische Gebetswoche

Die Gebetswoche für die Einheit der Christen wird jedes Jahr vom 18. bis 25. Januar oder zwischen Christi Himmelfahrt und Pfingsten (21. Mai bis 31. Juni 2009) bzw. einem anderen, von den örtlichen Gemeinden selbst gewählten und vereinbarten Termin begangen.

Das Thema für die Gebetswoche 2009 lautet: »Damit sie eins werden in deiner Hand« (Hesekiel 37, 17b). **ack**

Weltgebetstag der Frauen

Für den Weltgebetstag am 6. März 2009 haben Frauen aus Papua-Neuguinea die Gottesdienstordnung zum Thema »Viele sind wir, doch eins in Christus« geschrieben. Sprachgrenzen, mangelnde Verkehrswege und wachsende soziale Unterschiede erschweren es den Menschen in Papua-Neuguinea, »eine Nation«, »ein Leib« zu werden. Was es für Menschen in Papua-Neuguinea und auf der ganzen Welt heißen kann, »viele, doch eins in Christus« zu sein, vergegenwärtigt die Liturgie der Frauen aus Papua-Neuguinea durch wichtige Informationen über ihr Land, durch bestärkende Lieder, Bibeltexte und Gebete.

Ort und Zeit der Weltgebetstags-Gottesdienste und der Vorbereitungstreffen erfahren Sie bei der Frauenarbeit, durch die Gemeindebriefe oder im Pfarramt. **wgt**

Evangelium und Kultur

Überall auf der Welt ist das Evangelium nur in kulturell geprägter Form zu finden. »Weder am Anfang noch irgendwann später kann es ein Evangelium geben, das nicht in eine bestimmte kulturell geprägte Form von Worten gefasst ist. Die Vorstellung, man könnte zu irgendeiner Zeit auf irgendeine Weise ein reines Evangelium herausdestillieren, unverfälscht durch irgendwelche kulturellen Zutaten, ist eine Illusion. Ja, sie ist geradezu ein Verrat am Evangelium, denn das Evangelium handelt vom fleischgewordenen Wort. Wo immer das Evangelium in Worte gefasst wird, steht es unter dem Einfluss der Kultur, zu der diese Worte gehören. Und jede Lebensweise, die die Wahrheit des Evangeliums ausdrücken will, ist eine kulturell bestimmte Lebensweise. Ein kulturfreies Evangelium wird es niemals geben. Und doch stellt das Evangelium, selbst ganz und gar in kulturell geprägten Formen ausgedrückt, alle Kulturen in Frage, einschließlich derjenigen, in der es sich zum ersten Mal darstellte.« (Lesslie Newbigin, *Den Griechen eine Torheit*, 9f.)

Von Anfang an musste sich das Christentum im Umfeld verschiedener Kulturen entfalten. Dem Missionsbefehl, der Sendung ihres Meisters gehorsam machten sich die Jünger Jesu daran, die Frohe Botschaft von Jesus und über Jesus zu verkündigen. Die Adressaten dieser Verkündigung waren zuerst genauso wie die Apostel selbst hebräische Juden. Doch noch in der ersten christlichen Generation wurden auch Nicht-Juden und Nicht-Israeliten zu Adressaten dieser Botschaft. Die Apostelgeschichte belegt, wie darum gerungen wurde, den Zugang zum Christentum nicht durch kulturelle Abgrenzungen zu erschweren.

Die Ausbreitung des Christentums wurde durch die politische, verkehrsmäßige, kulturelle und sprachliche Einheit der hellenistisch-römischen Kulturwelt erleichtert. Indem sich das Christentum auf diese kulturellen Vorbedingungen einließ, wurde es in Sprache, Kult, Denk- und Lebensweise zu einer »Stadtreligion« und verbreitete sich erst spät auf dem Land.

Gleichzeitig musste sich die junge Kirche, um mit ihrer Botschaft akzeptiert zu werden, in ihrer Verkündigung an hellenistische Denk- und Sprachmuster anpassen, was sich in den frühchristlichen Dogmen niederschlägt. Die Erhebung des Christentums zur Staatsreligion ließ es sowohl Elemente des Antik-Sakralen in Frömmigkeit, Kult und Sozialform als auch einen römischen Universalismus übernehmen.

Die Mission der keltischen, germanischen, slawischen und baltischen Völker vom 5. bis zum 14. Jahrhundert bedeutete nicht Übergang zu einer neuen Kulturwelt, sondern deren Einbeziehung in den lateinisch-abendländischen oder den griechisch-byzantinischen Kulturkreis.

Die Form von Evangelisierung, wie sie im Rahmen der Kolonialisierung der Welt geschah, ist als Negativbeispiel einer Glaubensverkündigung im Bewusstsein: Das Christentum ließ sich vielfach in den Dienst von Herrschaftsinteressen nehmen, regionale Kultur wurde unterdrückt und die christlich-europäische Denkweise gewaltsam aufgezwungen. Parallel zu solchen Methoden gab es aber sowohl in Lateinamerika als auch später in Asien Versuche der Anknüpfung an fremde Hochkulturen und ihre geistige Tradition. Schließlich wurde die Gewaltlosigkeit in der Mission gefordert wie auch die Ausbildung eines einheimischen Klerus. (lex)

Zerstört die christliche Mission Kulturen der Völker?

Kulturen sind voller Leben wie die Menschen selbst. Kulturen können aufblühen, wachsen, veralten und sterben. Sie sind dauernden Veränderungen unterworfen. Die Anstöße dazu können von außen kommen, etwa durch den weltweiten Handel und das Fernsehen, oder von innen, wenn etwa ein Stamm sesshaft wird und Landwirtschaft treibt, weil das Jagdgebiet zu klein geworden ist. Unter Kultur verstehen wir die Summe von Ideen und Vorschriften, die das gemeinsame Leben einer Gruppe bestimmt. Die christliche Mission will zum Glauben in der Nachfolge Christi führen. Das berührt und verändert die Kultur. Doch sucht die Mission eine Kultur grundsätzlich zu erhalten. Das Evangelium von der Befreiung von Schuld und Angst kann in jeder Kultur verstanden und gelebt werden.

Missionare sind Boten Jesu Christi, nicht Boten einer bestimmten Kultur. Nun lassen sich Kulturen nicht unverändert »einfrieren«. Menschen sollen nicht in Reservate gedrängt werden. Alle haben ein Recht auf Fortschritt und Entwicklung. Nicht Kulturen müssen unverändert erhalten bleiben, sondern Menschen müssen überleben! Wo eine Kultur das Leben fördert, ist sie zu bejahen. Wo Kulturgut das Leben hindert, soll es verändert werden.

Ohne Mission hätten viele Völker bei ihrer Begegnung mit der westlichen Zivilisation ihre Kultur unwillkürlich verloren. Wohin die ersten Missionare kamen, erforschten sie zuerst die Sprache der Menschen; oft schrieben sie deren erste Grammatik, und in Afrika befähigten sie die schriftlosen Kulturen, ihre Sprache zu schreiben. Kolonialmächte führten gern großräumige Einheitssprachen ein; aber die Missionare verteidigten die Muttersprache und gebrauchten sie weiter in Kirche und Schule. In Indien sammelten sie die alten heiligen Schriften der Hindu und erhielten sie der Nachwelt. Zwar hat es auch Missionare gegeben, die in blindem Eifer alles Alte als »heidnisch« verwarfen und zerstörten. Aber viel öfter brachten sie die alte Kultur erst voll zur Geltung, da sie sie nicht für das Museum erhielten, sondern im Leben der Gemeinschaft gebrauchten.

Die Missionsgesellschaften haben im 19. und 20. Jahrhundert die Kulturen in Afrika, Asien und Lateinamerika teilweise mit ihren Glaubensvorstellungen unterdrückt. Dies geschah im Glauben, dass das, was sie nicht verstanden, nichts wert sei. Diese Vergangenheit hängt der Mission bis heute an und ist ein Teil der europäischen Schuldgeschichte wie auch der europäischen Kolonialgeschichte. Die Schuld ist inzwischen überwunden. Der befreiende Aspekt der Missionsarbeit hingegen wird zu wenig zur Kenntnis genommen. Zum Beispiel machte sich die Basler Mission für Sklavenbefreiung, Bildung und Hygiene stark und akzeptierte die indigenen Kulturen als etwas Eigenständiges. Dies bestätigten die Partner in den ehemaligen Missionsgebieten.

Missionieren bedeutet heute Teilen der Guten Nachricht von Jesus Christus. Dies geschieht, indem wir miteinander die Bibel auf gleicher Augenhöhe lesen, so dass jeder seinen Kontext einbringen kann. Und indem wir uns gemeinsam für mehr Gerechtigkeit und Frieden, etwa durch Zugang zu Ressourcen wie Bildung, Nahrung und Wasser stark machen.

Wir sind gleichberechtigte Partner, die voneinander lernen. In der Mission zu arbeiten bedeutet, jeden Tag zu erleben, wie wir miteinander umgehen können. Madeleine Strub-Jaccoud, langjährige Direktorin von »mission 21« beschreibt Mission als Gemeinschaft mit einer Zusage. »Für mich steht das Bild eines Baumes, so wie es in der Offenbarung 22 zu finden ist, für die Mission. Dieser Baum, der am Strom des Lebens wurzelt, bietet allen Völkern, die sich unter ihm versammeln, Schutz. Der Missionsbefehl hat für mich vor allem die Dimension der Zusage: Siehe, ich bin bei euch alle Tage.«

(Nach Walter Ruf, *Neuendettelsau*, 1980 und »Basler Kirchenbote«, Mai 2007)

Inkulturation – Gottes Geist in allen Kulturen

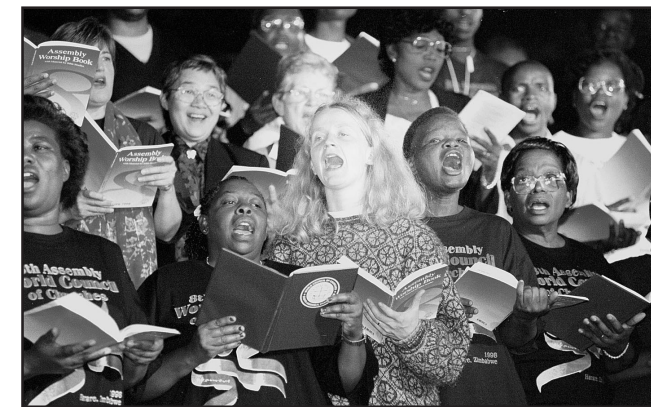
Aus verschiedenen Richtungen ist in jüngster Zeit die Frage der Inkulturation, der Einwurzelung des christlichen Botschaft in die unterschiedlichen Kulturen, ins Blickfeld getreten. Papst Benedikt XVI. vertrat in seiner Eröffnungsrede der Fünften Vollversammlung des lateinamerikanischen Episkopats im Mai 2007 in Aparecida die Auffassung, den Ureinwohnern sei durch die Christianisierung keine fremde Kultur aufgezwungen worden. Dem wurde vor allem seitens indigener Vereinigungen Lateinamerikas heftig widersprochen. Der Papst differenzierte dann in einem Rückblick auf seine Brasilienreise, dass es bei der Evangelisierung Lateinamerikas Licht und Schatten gegeben habe. Jetzt erwähnt er die Leiden, Ungerechtigkeiten, Menschenrechtsverletzungen und die »durch nichts zu rechtfertigenden Verbrechen«, die mit der Eroberung Lateinamerikas einhergegangen waren.

In der im März 2007 veröffentlichten Notifikation der Glaubenskongregation zur Christologie von Jon Sobrino SJ ist eine wesentliche Frage die der Kontextualisierung und der Inkulturation der Theologie. Sobrinos zentrales Anliegen ist es, eine Christologie von der Wirklichkeit Lateinamerikas her und aus der Perspektive der Opfer zu entwerfen. Dies ist vergleichbar mit dem Prozess in der frühen Kirche, die biblische Botschaft im Kontext der hellenistischen Kultur und Fragestellung neu auszusagen.

Schließlich war die Liturgiereform im Anschluss an das Zweite Vatikanische Konzil auch eine Form der Inkulturation. Das Konzil gestand den Ortskirchen ihre »eigene Disziplin«, einen »eigenen liturgischen Brauch« und ein »eigenes theologisches Erbe« zu. Ausdrücklich wurde festgestellt, dass die Kirche »an keine besondere Form menschlicher Kultur ... gebunden ist«, sondern dass sie vielmehr einen »lebhaften Austausch« mit »den verschiedenen nationalen Kulturen« sucht.

Es war Pedro Arrupe SJ (1907–1991), der frühere Generaloberer der Gesellschaft Jesu, der in die katholische Kirche den Begriff der Inkulturation eingeführt hat: »Inkulturation ist die Inkarnation des christlichen Lebens und der christlichen Botschaft in eine bestimmte Kultur hinein, und zwar in der Weise, dass diese Erfahrung sich nicht nur in Formen ausdrückt, die der betreffenden Kultur eigen sind (das wäre nur eine oberflächliche Anpassung), sondern so, dass sie zum Prinzip einer neuen Inspiration wird, zur Richtschnur und zur einigenden Kraft zugleich, die diese Kultur umwandelt und neu schafft. Die Inkulturation steht so am Beginn einer Neuschöpfung.«

Der theologische Schlüssel für das Verständnis von Inkulturation ist die Inkarnation: Gott lässt sich auf diese Welt, auf ihre Geschichte und auf eine ganz bestimmte



All ihr Völker preiset den Herrn.

Foto: örk

Kultur ein. So ist letztlich Jesus Christus selbst das Modell für die Inkulturation. Wirkliche Inkulturation des christlichen Glaubens bedeutet, dass dieser die Kultur beseitigt, verwandelt und erneuert. Damit werden weder die christliche Botschaft noch die betreffende Kultur unverändert bleiben: Etwas Neues entsteht. Bildlich lässt sich dies mit einem Samenkorn vergleichen. Normalerweise ist das Keimen eines Samenkorns an bestimmte klimatische Bedingungen und Bodenverhältnisse gebunden. Doch das Samenkorn des Evangeliums kann in den unterschiedlichsten Kulturen keimen und wachsen, und es wird jeweils eine andere Pflanze und andere Früchte hervorbringen. Ein anderes Bild für ein inkulturiertes Christentum ist für Arrupe das »in vielen Farben leuchtende Kleid der kulturellen Wirklichkeit des einen Pilgervolkes Gottes.«

Einen schönen Ausdruck hat die Synthese zwischen der christlichen Botschaft und der indigenen Kultur Lateinamerikas in der braunen Madonna von Tepeyac in Mexiko gefunden. Der Überlieferung zufolge soll im 16. Jahrhundert Juan Diego, einem christlich gewordenen Indio, eine Frau erschienen sein, die die Sprache der Eingeborenen sprach und die Gesichtszüge der Mestizen hatte. Dies ist der Ursprung des großen Marienheiligums von Guadalupe, in dem der Konflikt zwischen Spanien und den indigenen Kulturen symbolisch zu einem Ausgleich gekommen ist.

Spannung von kultureller Pluralität und Bewahrung der Einheit

Inkulturation setzt voraus, dass Gottes Geist in allen Kulturen wirkt und dass jede Kultur das Evangelium annehmen und aufnehmen kann. Eine weitere Voraussetzung ist, dass keine Kultur einer anderen von vornherein überlegen angesehen und dass das Christentum in seiner westlich-abendländischen Gestalt nicht als normativ für andere Kulturräume vertreten wird. Schließlich darf keine bestimmte Kultur als perfekt angesehen und keine Gestalt des christlichen Glaubens absolut gesetzt werden – auch nicht die römische.

Damit steht das Thema der Inkulturation im größeren Zusammenhang des Verhältnisses von Universalkirche und Ortskirchen, von päpstlichem Primat und bischöflicher Kollegialität. Diese Frage hat noch immer keine zufriedenstellende Lösung gefunden und war vor einigen Jahren sogar Gegenstand einer »freundschaftlichen Auseinandersetzung« zwischen den Kardinälen Joseph Ratzinger und Walter

Kasper. Eine größere Selbstständigkeit der Ortskirchen war vom Konzil ausdrücklich gewollt. Doch der römische Zentralismus hat nach dem Zweiten Vatikanum wieder zugenommen. Die katholische Kirche steht seit jeher in der Spannung von kultureller Pluralität und Bewahrung der Einheit. Diese Spannung einseitig aufzulösen, würde den Lebensnerv der Kirche treffen.

Das Verständnis der Kirche als Einheit in der Vielfalt ist vom Pfingstereignis inspiriert. Menschen aus allen Völkern hören die Apostel das Evangelium in ihren jeweiligen Muttersprachen verkündet. Hier ereignet sich zum ersten Mal die Inkulturation der Frohen Botschaft in unterschiedlichen Sprachen und Kulturen – vom Heiligen Geist gewollt und geleitet. Damit bleibt die Kirche jung und lebendig. Eine Rückkehr in die alte Uniformität wäre ein Rückschritt. Martin Maier SJ

(aus: *Stimmen der Zeit*, 8/2007, S. 505–506)

Erläuterungen:

SJ = *Societas Jesu, Gesellschaft Jesu, Jesuitenorden, die größte katholische Ordensgemeinschaft. Durch die internationale Ausrichtung und die Mobilität seiner Mitglieder garantiert der Jesuitenorden einen lebendigen Austausch von Kulturen und Mentalitäten.*

Vatikanum II. = Zweites Vatikanisches Konzil. Das Zweite Vatikanische Konzil fand vom 11. Oktober 1962 bis zum 8. Dezember 1965 statt. Es wurde von Papst Johannes XXIII. mit dem Auftrag zu pastoraler und ökumenischer Erneuerung einberufen. Der Papst wies in der Eröffnungsansprache darauf hin, dass eine gewisse Aktualisierung dogmatischer Sätze möglich und notwendig sei. Denn das eine sei das ewige Dogma, die bleibende Wahrheit, ein anderes die Ausdrucksweise der jeweiligen Zeit. Nach dem Tod Papst Johannes XXIII. im Jahr 1963 wurde das Konzil durch Papst Paul VI. fortgesetzt und 1965 beendet. Eine Folge des Vatikanums war die Liturgiereform von 1964, die eine stärkere Teilnahme der Gemeindeglieder am Gottesdienst ermöglichte und die den muttersprachlichen Gottesdienst einführt, der bis dahin nur in lateinischer Sprache stattfand.

IMPRESSUM der Kirchlichen Blätter

Herausgeber: Landeskonsistorium der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien
Redaktion: Gerhild Cosoroabă
kirchliche.blaetter@gmail.com (NEU!!!!)
www.kbl.ekh.ro/

RO-550179 Sibiu, Str. Mitropoliei 30
Telefon und Fax 0269-206730
Satz und Lektorat: hora Verlag
Druck: Constant S.R.L.; ISSN 1221-5694

Bezugsmöglichkeiten: a) über die Pfarrämter der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien; b) Bestellungen für den Postversand ins In- und Ausland: Telefon 0269-210 639; c) Bestellungen in Deutschland: Hilfskomitee der Siebenbürger Sachsen und der evangelischen Banater Schwaben, Tel. 089-23 2099 10

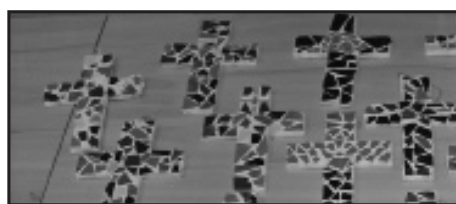
Kontexte kennenlernen

Weltgebetstag der Frauen fördert Respekt vor Glaubensäußerungen in den Kirchen der Welt

Der Weltgebetstag ist grundsätzlich ökumenisch. Er zielt darauf ab, die Ökumene vor Ort und weltweit zu stärken. Damit soll ein Beitrag geleistet werden zum gegenseitigen Verstehen und zum Frieden. Der Begriff »Ökumene der Kirchen« hat eine doppelte Bedeutung: Er kann die Ökumene zwischen den Konfessionen z. B. in Deutschland bezeichnen, er kann aber auch die Ökumene zwischen den Kirchen unterschiedlicher Länder und Kontinente meinen. Was sich in dieser doppelten Reichweite der Ökumene ausdrückt, erfährt im Zuge der Globalisierung eine neue gesellschaftspolitische Aktualität: Gefragt ist die Kompetenz im Umgang mit den »Anderen«, und genau hier kann die Ökumene der Kirchen und in spezieller Weise der Weltgebetstag der Frauen einen Schatz an Erfahrungen einbringen, denn die Frauen praktizieren seit langem diesen Umgang mit »Anderen«; sei es mit Menschen anderer Konfessionen oder mit Menschen anderer Länder und Kontinente. Diese gesellschaftlich dringende einzuholenden Erfahrungen können als generative Kraft genutzt und in den Dienst der lokalen und globalen Allgemeinheit gestellt werden.

Hier kann der Weltgebetstag der Frauen zukunftsöffnende Impulse geben, denn er ist der Ort, an dem Frauen Ökumene zwischen den Konfessionen und Ökumene weltweit bewegen.

Die Wurzel des Erfolgs der ökumenischen Arbeit beim Weltgebetstag liegt in der Orientierung an einem bestimmten, gemeinsam zu erarbeitenden »Projekt«, hier dem Projekt des Weltgebetstags-



Mosaikkreuze. Foto: Helga Meitert

Gottesdienstes. Ökumenisches Lernen geschieht beim Weltgebetstag jedes Jahr durch die Aufnahme einer Gottesdienstordnung aus einem anderen Land und einem anderen kirchlichen Kontext. Die Frauen des Landes, die den Gottesdienst erstellen, kommen in den Blick. Das Ziel, die Frauen hinter dem Text hervortreten und sprechen zu lassen, das Anliegen ihres Gebets zu erfassen, erfordert die intensive Auseinandersetzung mit dem Lebens- und Glaubenskontext dieser Frauen. »Zur Vorbereitung gehören die Arbeit an den Bibeltexten der Gottesdienstordnung wie auch die Informationen über den kirchlichen, kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Kontext.

Im Hören auf das, was Frauen aus einem anderen Teil der Welt zu sagen haben, wird die besonders bei uns immer noch verbreitete Rollenverteilung zwischen Geber- und Nehmerländer aufgebrochen. Im Hören und Sich-Einlassen auf die Situation anderer Frauen die eigene Situation neu zu bestimmen und daraus einen Gottesdienst in Solidarität mit ihnen zu gestalten – dies führt zu einer besonderen Qualität ökumenischer Gemeinschaft. Respekt vor der Glaubensäußerung anderer Frauen führt zum Respekt vor Verschie-

denheit ebenso wie zu vertiefter Erfahrung von Gemeinschaft im Glauben.« In diesem Prozess der Auseinandersetzung wird Fremdheit in jedem Jahr zu einer neuen Herausforderung.

In der Unterschiedlichkeit kommt die Wirklichkeit zum Zuge: die Realität einer z. T. großen kulturellen Differenz und Ungleichzeitigkeit von Frauen in den verschiedenen Kirchen der Welt. In Anerkennung der Verschiedenheit suchen die Frauen am Weltgebetstag aber auch nach dem gemeinsam Tragenden, denn auch dies ist Realität: Trotz unterschiedlicher Kontexte verbinden gemeinsame Glaubens- und Lebenserfahrungen Frauen weltweit. Der Umgang mit solchen Prozessen erfordert und schult zugleich Offenheit sowie interkulturelle Kompetenz. Dabei geht es nicht um eine Diskussion über fremde Frauen auf einer theoretischen Ebene, sondern es wird ein Dialog mit Frauen eines fremden Kontextes praktiziert, wengleich der Dialog in diesem Fall über einen Text geschieht.

In jedem Falle aber erweist sich der Weltgebetstag der Frauen als Lernort interkultureller Erfahrung und interkulturellen Handelns, der Grenzen überwinden hilft: Grenzen des Vorurteils anderer Kulturen gegenüber, Grenzen der Trennung von Konfessionen, Grenzen der Unsichtbarkeit von Frauen. In diesen Grenzüberschreitungen »liegt die Hoffnung, in kleinen, aber entscheidenden Schritten an Versöhnung und Frieden mitzuarbeiten« (Ulrike Bechmann).

Erika Straubinger-Keuser
Tübingen, März 2002

Viele sind wir, doch eins in Christus

Zum Weltgebetstag am 6. März 2009 aus Papua-Neuguinea

Wenn wir bei uns mit den Weltgebetstagsgottesdiensten beginnen, ist in Papua-Neuguinea (PNG) schon alles vorbei. Die Osthälfte der großen Insel und die rund 600 kleineren, die den Staat PNG ausmachen, liegen für uns »am anderen Ende der Welt«, neun Stunden uns in Deutschland voraus.

»Kommt mit uns in das Land der Überraschungen«, laden die Verfasserinnen ein: Dicht am Äquator gelegen, hat das Land keine Jahreszeiten, ist meist tropisch heiß, und dennoch liegt Schnee auf den hohen Gebirgen, besonders auf dem Mount Wilhelm (4509m). Der Name stammt aus der Zeit, als Nordneuguinea bis 1914 deutsche Kolonie war und dort Kaffeeplantagen angelegt und Kokospalmen gepflanzt wurden. Überraschend ist auch, dass man noch erst vor rund 30 Jahren beim Überfliegen des zerklüfteten Hochlandes menschliche Besiedelung im Regenwald entdeckt hat. Als inzwischen

»Parlamentarische Monarchie« (Königin ist Elizabeth II. von England) macht PNG eine rasante Entwicklung ins 21. Jahrhundert durch. Vom Grabstock zum Handy, von Subsistenzwirtschaft im Urwald zum in den knappen Arbeitsmarkt der modernen Hauptstadt Port Moresby, vom Geister- und Zauberglauben in eine globale Welt mit ihrer Fülle verschiedener »Glaubenswahrheiten«.

Die christlichen Kirchen (60–96 Prozent der rund sechs Millionen Einwohner verstehen sich als Christen) stehen vor großen Herausforderungen.

In der Vielfalt menschlicher Möglichkeiten suchen sie einen Weg zum einigenden Glauben an Christus, wollen ermutigen, alle Begabungen und Fähigkeiten einzusetzen zum Wohl der Menschen und zum Aufbau der Gemeinden.

Viele sind wir, doch eins in Christus. Fastbeschwörend können die Weltgebetstagsfrauen das Motto ihres Gottesdien-

tes sagen und beten. Ihr Land, in dem außer der Amtssprache Englisch und »Tok Pisin«, dem Pidgin Englisch, mehr als 800 Sprachen von ebenso vielen Bevölkerungsgruppen gesprochen werden, braucht in seiner Vielfalt den einigenden Glauben an Christus. Darum wählten sie aus dem Römerbrief den Text von dem einen Leib der Gemeinde, in dem alle untrennbar zueinander gehören, weil Gott es so will.

Und doch bleibt der Friede untereinander ein immer gefährdetes, zerbrechliches Gut. Mit Mut, Phantasie und Zähigkeit versuchen Frauen in PNG für Frieden zu arbeiten. In ihren Familien, zwischen Clans und Stämmen und bis in die Politik hinein. Mit Erfolg retten sie Leben. Wie damals in Ägypten drei Frauen miteinander den kleinen Mose aus dem Nil erretten. Mit dieser Geschichte wollen sie mit uns und aller Welt Gottesdienst feiern.

Renate Kirsch

Der Freitag-Effekt

Venezuela« heißt »kleines Venedig«, so nannten es die europäischen »Entdecker«. Die indigene Bevölkerung Nordamerikas wird »Indianer« genannt, weil frühe Weltreisende erst meinten, in Indien gelandet zu sein. Der höchste Berg in Papua-Neuguinea heißt Mount Wilhelm, einem deutschen Kaiser zu Ehren ... Die Sitte, Regionen, Länder, Völker, Ortschaften, Berge zu benennen, gehört zur Menschengeschichte dazu.

Robinson Crusoe (eine literarische Gestalt des Romanschriftstellers Daniel Defoe) gibt ein krasses Beispiel dafür, wie Menschen meinen, alles und jedes benennen zu dürfen. Den Mann, den Robinson aus der Hand der Feinde rettet und als Inselgenosse aufnimmt, nennt er einfach »Freitag«. Warum? Dafür gibt es viele Erklärungen und Spekulationen. Vordergrundig: Weil er den Mann an einem Freitag getroffen hat. Aber auch: Robinson selbst war an einem Freitag geboren und ebenfalls an einem Freitag auf »seiner« Insel gestrandet. Es wurde auch behauptet, dass der Schriftsteller Defoe mit der Chiffre »Freitag« Freiheit meinte und damit seine Bewunderung für die Französische Revolution ausdrücken wollte. Wie dem auch sei, die wichtigste Frage wäre eine andere: Wieso gibt Robinson dem Mann überhaupt einen Namen? Der Mann hatte doch sicher bereits einen Namen, und er wäre auch in der Lage gewesen, diesen mitzuteilen. (Das gelang sogar dem »sprachlosen« Tarzan, man denke an den »Jane-Tarzan«-Begrüßungsdialog.) Anscheinend erwartet Robinson nicht, dass sein neuer Genosse, vor dem er sich erst ziemlich fürchtet, einen Namen hatte. Robinson betrachtet sich insgeheim als Herr der Insel, und deshalb tritt er auch als Namensgeber auf. Das hat jedoch den Beigeschmack des Besitzanspruches.

Zum Beispiel das »Kaiser-Wilhelm-Land«. Heute heißt es wieder Papua-Neuguinea oder in der einfachen Schreibung der amtlichen Verkehrssprache: Papua-Niugini. Doch auch dieser Name ist nicht autochthon. Portugiesische Seefahrer hatten die »Ilha dos Papuas«, das heißt »die Insel der Kraushaarigen«, Anfang des 16. Jahrhunderts gesichtet. Sie ebenfalls durch Vegetation und Menschen an Afrika erinnernd hatten kurz darauf die spanischen Kontrahenten diese Neuentdeckung »Nueva Guinea« getauft und den europäischen Seekarten einverleibt. Die einst durch eine Landbrücke mit Nordaustralien verbundene und erst mit Abschmelzen der Eiszeitgletscher vor rund 6 000 Jahren abgetrennte Insel ist allerdings schon seit 50 000 Jahren von Menschen bewohnt! Erst im 19. Jahrhundert erlangte Neuguinea kolonialpolitische Bedeutung und wurde durch fast schnurgerade Grenzlinien am Verhandlungstisch aufgeteilt: Den Westen erhielt Holland, den Südosten die Briten, und der Nordosten kam als »Kaiser-Wilhelm-Land« zum Deutschen Reich.

Während des Ersten Weltkrieges nahmen die Engländer den Deutschen deren Besitz an der Bismarck-See wieder ab. Nach dem Zweiten Weltkrieg übernahm Australien den Osten als Mandats- beziehungsweise Protektoratsgebiet. Der Westteil ist seit 1961, als die Holländer ihre letzte Kolonialbastion in Südostasien aufgeben mussten, eine Provinz Indonesiens. Deren Papua-Bevölkerung wartet bis heute auf die erhoffte Autonomie, während die ehemals deutschen und britischen Gebiete als Unabhängige Republik Papua-Neuguinea bereits 1975 politisch selbstständig wurden. Die ursprüngliche Fremdbenennung Papua-Neuguinea ist geblieben, auch der 4509 Meter hohe Berg heißt immer noch Mount Wilhelm. Generationen haben sich daran gewöhnt.

Ob die Benannten mit dem verpassten Namen glücklich sein können? In Afrika und Asien kam es in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu vielen Umbenennungen, die als Akt der geistigen Entkolonialisierung verstanden wurden.

Nicht immer waren Namensfestlegungen mit Anspruch auf Besitz und Macht verbunden. Als englische Landvermesser Australien kartographierten, fragten sie die Ureinwohner danach, wie die betreffende Gegend, der Fluss, die Schlucht hieß. Sie hörten den Namen und benannten ihre »Entdeckung« entsprechend. Aber aufgrund der Verständigungsprobleme kam es zu Verdrehungen und Missdeutungen. Der Name des Ortes Tin Can Bay (»Blechdosen-Bucht«) in Queensland leitet sich von einer ehemaligen dortigen Aboriginal-Siedlung ab, die »Tinkun« hieß, und das bedeutet: »englblättriger Strandfarn«. Und das zielt doch eine Meeresküste besser, als es die Blechbüchsen tun. – Und wie hieß nun Freitag eigentlich?

Visionen für die christliche Ökumene in Europa

Die Vergangenheit zu reflektieren, die Gegenwart zu analysieren und eine Vision der Zukunft zu gestalten – das waren die Ziele der »Zukunftswerkstatt«, die die Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) im September letzten Jahres in Lyon abgehalten hat. Die Tagung diente der Vorbereitung der KEK-Vollversammlung, die für Juli 2009 vorgesehen ist und die ebenfalls im französischen Lyon stattfinden soll unter dem Thema »Zu einer Hoffnung in Christus berufen«.

Die rund 80 Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Zukunftswerkstatt zeigten Herausforderungen der Gegenwart auf und entwarfen Zukunftsszenarien für die ökumenische Bewegung in Europa. Dabei wurde insbesondere daran gedacht, welches die Rolle der Konferenz Europäischer Kirchen in diesem Prozess sein soll und kann. In ihrer mutigen Vision wünschten sich die Vertreter und Vertreterinnen aus 23 Ländern

für 2029, dass es in Europa eine einzige ökumenische Organisation gebe, die alle Konfessionen einschließt, die Anerkennung der Taufe und das gemeinsame Abendmahl aller Kirchen, dass die Mehrheitskirchen die Minderheitskirchen unterstützen und dass tragfähige Brücken zur Gemeinschaft der Muslime gebaut werden. Um diesem Ziel näher zu kommen, sei es nötig, die ökumenische Zusammenarbeit

weiterhin intensiv zu fördern, den interreligiösen Dialog zu pflegen, eine gute ökumenische Ausbildung zu ermöglichen, und die KEK als Forum zu benützen, in dem auch konfliktträchtige Fragen ausdiskutiert werden können; des weiteren soll das Miteinbeziehen der Graswurzelökumene nicht vernachlässigt werden, und es soll auch an der Integration aller europäischen Staaten gearbeitet werden und die Solidarität mit allen Weltregionen wachsen.

(Nach einem englischen Artikel aus MONITOR, Zeitschrift der KEK, Dezember 2008; Zum selben Thema siehe auch LKI 20/31. Oktober 2008, S. 6: »Ici? C'est le tummelplatz. Zukunftswerkstatt der KEK« von Dr. Elfriede Dörr.)



Buschkirche in Papua-Neuguinea.

Foto: png

Ich habe den HERRN allezeit vor Augen; steht er mir zur Rechten, so werde ich festbleiben.
(Psalm 16, 8)

Ein Gegenwartswort, das in die Zukunft weist, grüßt uns zum Beginn des Jahres 2009! Ein Schöneres können wir uns kaum wünschen! »Ich habe den HERRN allezeit vor Augen!«

Das bezeichnet eine Gegenwart, und »steht er mir zur Rechten, so werde ich fest bleiben«, das führt mich in die Zukunft. Gegenwart und Zukunft berühren sich am augenfälligsten bei dem Jahreswechsel! Denn: Die Gegenwart kenne ich, und die kann ich vielleicht noch beeinflussen. Die Zukunft jedoch steht in der Hand des Herrn. Die ist meinem Zugriff entzogen. Aber wir dürfen uns hoffend allem auf uns Zukommenden zuwenden. Dieses jedoch klingt in dem Spruch für den Monat Januar 2009 deutlich auf!

»Fest bleiben!« Das ist ein guter Wunsch! Fest bleiben, wenn es »dick kommt«, wenn die Schmerzen zunehmen oder eine Operation nötig wird; fest bleiben, wenn die sozialen Probleme in der eigenen Familie zunehmen und die europäischen Länder sich mit Flüchtlingen aus aller Welt füllen; fest bleiben, wenn wir um Arbeitsplätze bangen und die Wirtschaftskrise mit eiserner Faust nach uns greift. Jede und jeder kann noch Vieles aufzählen, was uns Not macht oder belastet. Und die Belastungen nehmen zu! Manchmal drücken sie uns ganz nieder! – »Fest bleiben« als Mahnung oder Zuspruch nützt kaum etwas. Meistens gar nichts.

Doch der Psalmist hat eine Grundlage, ein Fundament, auf dem er steht, und man könnte ihn deswegen beneiden! Er sagt: »Ich habe den HERRN allezeit vor Augen!«

Nun, diese Aussage beschämt mich. Denn es ist bei mir nicht so, dass ich den Herrn immer vor Augen hätte! Im Gottesdienst mag es sein, auch bei dem Aufstehen am Morgen und bei dem Schlafengehen am Abend. Dann ja, doch die lange Tageszeit dazwischen ... Da habe ich meine Arbeit vor Augen, mein Vorhaben, meine Pläne und meine Sorgen, mein Wollen und Vollbringen! Und das alles ist ein dicker Haufen, der meist schwerer wiegt, als dieses, »den HERRN allezeit vor Augen haben!« Wir können ja das von uns wohl kaum sagen, was Jesus von sich sagte: »Ich und der Vater sind eins!« Doch genau das sollte eben sein: Dass wir alles, was wir tun mit Worten oder mit Werken in dem Namen Jesu tun!

Aber da lese ich noch eine Feststellung: »Steht der HERR mir zur Rechten, so werde ich fest bleiben!« Das gibt mir viel zu denken! Denn die Bedeutung von »rechts« und »links« ist – wie so Vieles andere – in die Politik bzw. in die Ideologie abgerutscht! Leider, möchte ich hinzufügen! Denn dabei ist die symbolische Bedeutung dieser Begriffe völlig außer Acht gelassen.

In unserer westlichen Welt ist es zum Beispiel zwar noch bekannt, dass die Frau den Mann auf seiner rechten Seite begleiten soll. Doch warum, wissen nur Vereinzelte. Die rechte Hand des Mannes ist die »Schwerthand!« Mit dieser Hand führte er im Mittelalter das Schwert, um die Gemahlin und seine Familie zu verteidigen. Denn damals war es dem Mann bewusst: Sie sind mein Lebenszentrum! Ohne sie zählt mein Leben nichts! Nur einmal steht der Mann an der rechten Seite der Frau: Vor dem Traualtar! Schon dieses wissen die wenigsten Pastoren, und nur ganz wenige sagen es den Brautpaaren überhaupt! Denn durch den Trauakt vor dem Altar bekennt die Frau genau dieses: »Stehst du mir zur Rechten, so werde ich fest bleiben!« Und das ist ja im Trauversprechen auch enthalten.

Das ist das Eine. Das Andere aber ist dies: Wir bekennen in unserm Glaubensbekenntnis: »Christus sitzt zur Rechten des allmächtigen Vaters!« Und dieses darum, weil ihm der Vater alles übergeben hat! An diesem Punkt leuchtet für mich in dem alt-

testamentlichen Psalmwort Christus auf! Steht Christus mir zur Rechten, dann kann ich wirklich fest bleiben, wie auch immer die Zukunft aussehen mag! Denn auch ER ist ja fest geblieben, selbst im Angesicht derer, die ihn zum Tod brachten.

Ja, Herr, dass Du an meiner Rechten bleibst an allen Tagen dieses Jahres und auch am Abend meines Lebens! Das ist meine Neujahrsbitte! Und: Dass Du mich im Glauben und Vertrauen zu Dir fest stehen lässt, wie immer es kommt! Heinz Galter



Gib uns deinen Frieden.

Foto: örk

Was bei den Menschen unmöglich ist,
das ist bei Gott möglich.
(Lukas 18,27)

Und wieder ist ein langes Jahr vergangen –
ein neues klopft ganz sacht an meine Tür.
Es fragt mich leis: »Wirst du sein End‘
erlangen?
Du bist ja doch schon lange hier!«

Ich hab’s erlebt: Gar Vieles ist gescheh’n
Und kam ganz anders, als ich es mir
vorgenommen!
Nur nachher aber konnte ich es sehn:
Gott hat es recht gefügt, zu meinem Frommen.

So wird denn auch in diesem, kaum begonn’nen
Jahr
gar manches mir unmöglich scheinen –
Doch wird’s wohl täglich immer wieder wahr,
Dass Vieles völlig anders sich erfüllt, als wir
meinen.

So wie es ganz und gar unmöglich schien,
Dass Christus aus dem Grab wird aufersteh’n,
So bringt der Herr auch Totes zum Erlüh’n.
Denn: Auch in diesem Jahr Sein Wille wird
gesche’n!
Und – einmal – werd’ ich dankend IHN im
Lichte sehn.

Heinz Galter